

Elster keine starke These aus dieser Beobachtung? Anstatt verschiedene Formen des Sammelns verallgemeinernd als Subjektivierung (Reckwitz) zu deuten und die Sammler als „Sinnbastler“ (Hitzler) zu interpretieren, hätte eine genauere Analyse der Figuren und Figurationen (Ege) besser erklären können, warum gerade subkulturelle Szenen eine Avantgarde darstellen, beispielsweise im Rahmen des Vinyl-Revivals.

Dennoch gewährt die Studie „Pop-Musik sammeln“ insgesamt neue Einsichten in Bezug auf das Wechselspiel von technologischem Wandel und kulturellem Beharren. Sie liefert eine gelungene Beschreibung zeitgenössischer Kultur, die weit über das Thema Sammeln hinausgeht. Sie bereichert die jüngere Popkulturforschung um eine alltagsnahe Perspektive auf Musik und Kultur und die empirischen Kulturwissenschaften um einen popkulturell vorbildlich informierten Ansatz.

Anja Schwanhäußer, Göttingen

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.15>

Irene Götz (Hrsg.)

Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München: Verlag Antje Kunstmann GmbH 2019, 320 S. ISBN 978-3-95614-292-5.

„Das reicht ja hinten und vorne nicht. Und da fühle ich mich jetzt schon betrogen“ (S. 207). Es sind resignierte Worte der 71-jährigen Hilde Meyer, in denen sich gebrochenes Vertrauen mit dem Bewusstsein einer prekären Lage paart. Sie ist eine von fünfzig in das Sampling aufgenommenen Frauen, die zwischen 2014 und 2017 interviewt wurden, und eine von achtzehn Frauen, die im Rahmen der hier besprochenen Interviewstudie unmittelbar zu Wort kommen. Der Band ist Teilprodukt des von Irene Götz geleiteten DFG-Projekts *Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter* und unter der Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger und Noémi Sebök-Polyfka in 2019 erschienen. Hilde Meyers Worte stehen emblematisch für das Forschungsinteresse, das sich mit dem politischen Appell paart, Einzelschickale nicht als individuelle darzustellen, sondern als Resultate einer soziopolitischen Entwicklung. Die Autorinnen arbeiten „objektive prekäre Lagen und subjektive Sichtweisen“ (S. 16) heraus, um weibliche Altersarmut als Phänomenologie (be)greifbar zu machen. An diese Desiderate knüpfen sich im Sinne einer engagierten Forschung konkrete Kontakte und Tipps für Betroffene.

Methodologisch schließen die Autorinnen in ihrer ethnografischen Interviewstudie an eine Verstehenstradition an, die spätestens seit Bourdieus *Elend der Welt* (1997) in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Prekarisierungsdebatte als anerkannt bezeichnet werden darf. Durch die Komposition eines breiten Samplings bilden die Autorinnen eine gleichsam breite Realität ab, Gesichter weiblicher Altersarmut in der teuren Großstadt München. Dabei erkennen sie an, dass zwar die Ursachen geschlechtsspe-

zifischer Ungleichheiten im Alter durch tradierte Rollenbilder und rentenpolitische Unzugänglichkeiten bekannt sind. Umso dringlicher verweisen sie auf die nicht beantwortete Frage nach den „Lebensrealitäten älterer Frauen“ (Hervorhebung F.G.; S. 16), die doch – so die inhärente Botschaft – nicht erst *ex post* ein Korrektiv gescheiterter Sozialstaatlichkeit sein sollten.

Die Taktiken und Strategien der überwiegend zwischen 60 und 75 Jahre alten porträtierten Frauen sind an einen wenig euphorischen oder zumindest offenen Kreativitätsbegriff zu koppeln, weil „das Kompensieren von finanziellem Mangel [...] nichts Spielerisches oder Freudvolles mehr [hatte; F.G.]. Es ging vielmehr um das blanke Überleben“ (S. 64). Den Handlungsspielraum der Interviewten beziehen die Autorinnen auf ein breites Verständnis von Prekarisierung, das eine Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten als wesentliches Moment versteht, gesellschaftspolitische Zumutungen abzufedern und zu gestalten. Wenn sie sich hier auf Bourdieu beziehen, wissen sie auch um die mögliche Überführung der Kapitalsorten ineinander. Wer über ein hohes Maß an sozialem Kapital verfügt, könne einen Mangel an ökonomischem Kapital mitunter ausgleichen (P. Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*, 1987). Eine Kompensation, so der aufmerksame Einwand, bleibe es dennoch. Stets sind die begleiteten Frauen dabei durch generationsspezifische Herkunftseffekte miteinander verbunden. So war festzustellen, dass sie vor dem Hintergrund innerfamiliärer und gesellschaftlicher Tabuisierungen Angst vor Kontrollverlust und Abhängigkeiten empfanden. Außerdem lebten sie eine Ökonomie der Sparsamkeit, wie sie auch in der Nachkriegszeit vorherrschte.

Die Autorinnen analysieren differenziert: Im ersten Moment naheliegende Optionen, wie aus dem teuren München wegzuziehen, um das ökonomische Kapital zu erhöhen, drohen nicht zuletzt mit einem eklatanten Verlust an sozialem und kulturellem Kapital einherzugehen. Der Eintausch könnte zu einer weitreichenden Vereinsamung führen. Das Rentensystem sei darüber hinaus an einen spezifischen Modus der Vollzeit-Erwerbsarbeit gekoppelt und schaffe es nicht, im notwendigen Umfang migrationspezifische Ambivalenzen, Scheidungsrisiken, den Bruch mit einer versprochenermaßen sicheren Rente oder die nicht entlohnte Care-Leistung der Frauen wie der „Erziehungszeit für die Gesellschaft“ (S. 87) zu kompensieren.

Die Antwort auf die Frage, wie die begleiteten Frauen mit ihrer prekären Lage umgehen, überraschte die Autorinnen. Sie stellen ein ausgeprägtes Bestreben nach Handlungsautonomie fest, das sich durch ein Wirtschaften mit Mangel realisiert: Man wolle „nicht zur Last fallen“ (S. 73). Kritisch ließe sich hier die Frage aufwerfen, wodurch sich diese Verwunderung ergab: Möglicherweise durch latente Statusgruppenunterschiede zwischen den Forscherinnen und den Beforschten?

Eine privatautonome Mangelwirtschaft in Zurückgezogenheit stoße jedoch an ihre Grenzen, wenn es um körperliche Arbeit oder um die Finanzierung altersbedingt notwendiger Umstrukturierungen des privaten Raumes geht. Nur wenige der Frauen sind in der Lage, inkorporierte Fertigkeiten zu reaktivieren, um ihren Alltag zu bestrei-

ten. Die 69-jährige Dorina Rubenbauer wurde infolge ihrer körperlich zehrenden Arbeit als Krankenschwester frühverrentet und muss nun ihren Fernsehsessel als Schlafstätte nutzen. In ihrem Bett kann sie nicht mehr ohne Schmerzen schlafen und verfügt nicht über Ressourcen für eine Aufrüstung (S. 212 ff.).

Debatten des Vielnamenfaches verweisen jüngst darauf, dass auch die Betrachtung körperlich schmerzvoller Erfahrung zu analytischer Reichweite jenseits von Text und direkter menschlicher Interaktion führen kann. Jörg Niewöhner spricht mit Verweis auf die Epigenetik in diesem Zusammenhang von einer produktiven Spannung zwischen neuen „Materialismen“ der Sozial- und Kulturwissenschaften und neuen „Sozialismen“ der Lebens- und Geowissenschaften (J. Niewöhner: Phänomenographie, 2017, S. 6). Diese Erkenntnis ist den Porträts der Autorinnen inhärent, die weibliche Altersarmut nicht nur eindimensional auf das Fehlen ökonomischen Kapitals reduzieren, sondern ethnographisch bis in das körperliche Leiden tief durchleuchten.

Aktivierung als sozialstaatliches Prinzip, das sich durch den Rückzug desselben, die Deregulierung des Arbeitsmarkts und fehlende wohnungsbauliche Maßnahmen erhöht hat, wird hier in ihre Schranken gewiesen. Entgegen populärdiskursiven Darstellungen des fitten, engagierten und aktiven Rentners zeigte Dominik Speidel jüngst auf, wie sich in ästhetisierenden Altersvorsorgeprodukten Zukunftsimaginationen zeigen, deren unhinterfragte Rezeption Gefahr läuft, über ein (re)produktives Aktivsein aus Nöten hinwegzublicken (D. Speidel: Imaginierte (Vor-)Sorge, 2021). Es gelte daher, den Staat in die Pflicht zu nehmen, der nicht zuletzt durch konkrete politische Gestaltungen zur Situation der porträtierten Frauen beigetragen habe.

Der besprochene Band überzeugt durch die kritische, erfahrungsnahe und tiefenanalytische Durchleuchtung einer übersehenen Form des Ausschlusses. Die engagierte Forschung wird mit handlungsleitenden und politisierenden Forderungen zugespitzt. Dabei folgen die Autorinnen einer klaren Struktur, der es gelingt, den einzelnen Fallporträts eine prominente Stellung im Band und weiblicher Altersarmut damit reale Gesichter und Stimmen zu geben. Dadurch und aufgrund der nahbaren sprachlichen Ausarbeitung eignet sich der Band für wissenschaftliches und nicht-wissenschaftliches Publikum. Offen bleibt vorerst die Frage nach übergreifenden intersektionalen Verschränkungen. Ihnen widmet sich Alex Rau in ihrer bald abgeschlossenen Dissertation im Rahmen desselben DFG-Projekts.

Felix Gaillinger, München

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.16>